

Kurz und Gut – „Wer singt, betet doppelt“

Schaut man einmal in die Bibel, fällt auf, dass sie voll ist von Musik und Gesang. Ganze Bücher sind in Form von Liedern geschrieben – so etwa das Buch der Psalmen oder das Hohelied Salomos. Da gibt es Klagelieder, Danklieder, Lieder voll Freude und Jubel, Liebeslieder – Lieder in allen Schattierungen und für alle Situationen. In den meisten Fällen sind es Lieder, die vom Menschen an Gott gerichtet werden.

Auch im alltäglichen Leben spielen für die meisten Menschen Musik und Gesang eine große Rolle – sei es aktiv oder passiv. „Mit Musik geht alles besser“, weiß der Volksmund. Ich glaube, Musik und Gesang rühren tiefere Schichten des menschlichen Wesens an, als andere Ausdrucksformen das ermöglichen. Musik hilft mir dabei, Dinge auszudrücken oder zu verstehen, die zu groß sind, als dass sie in Worten ausgesagt werden könnten. Ist es dann ein Wunder, dass sich gerade die Menschen der Bibel immer wieder dieser Ausdrucksform bedienen? Denn was Christen in der Bibel lesen, lässt sich mit dem Kopf oft gar nicht so einfach nachvollziehen. Damit etwa die Kernbotschaft von der Auferstehung Christi wirklich im Herzen der Menschen ankommt, braucht es oft mehr als eine bloße Information. „Das Wort Christi wohne mit seinem ganzen Reichtum bei euch“, heißt es im Kolosserbrief. „Singt Gott in eurem Herzen Psalmen, Hymnen und Lieder, wie sie der Geist eingibt“ (Kol 3,16). Das Wort von der Auferstehung der Toten soll nicht als trockene Information beim Menschen ankommen, sondern es soll bei ihm „wohnen“. In allem, was ich tue oder erlebe, darf die Gewissheit mitschwingen: Leid und Tod haben nicht das letzte Wort – auch nicht in meinem ganz persönlichen Leben. Das ist in vielen leidvollen Situationen nicht leicht zu glauben und zu verstehen.

Wenn der Mensch gleichzeitig von etwas überwältigt und verwirrt ist, etwa von der Liebe, dann singt er. Genauso tun es die biblischen Menschen mit ihrem Glauben an ihren liebenden und befreienden Gott. Heute könnten mir die zahlreichen fröhlichen Osterlieder helfen. Wenn ich sie hier und da im Herzen vor mich hinsumme, bin ich dem Geheimnis vielleicht näher, als wenn ich es mir logisch zu erschließen suche. „Dem Herrn will ich singen, solange ich lebe“, singt der Psalmist (Ps 104,33). „Wer singt, betet doppelt“, weiß der Kirchenlehrer Augustinus. Wenn ich nicht weiß, wie ich beten oder Dinge des Glaubens verstehen soll, kann es genügen zu singen – so einfach kann Beten sein... Und wer weiß, vielleicht komme ich damit eines Tages tatsächlich dem Geheimnis Gottes näher und kann mit dem Sänger von Psalm 40 singen: „Er legte mir ein neues Lied in den Mund, einen Lobgesang auf ihn, unsern Gott“ (Ps 40,4).

Kurz und Gut – Gregorianischer Choral

Musik ist aus unserer westlichen Tradition nicht wegzudenken. Sei es in der klassischen Form von Liedern, Opern oder Sinfonien, sei es als Jazz, Rock, Pop oder andere Arten von moderner Unterhaltungsmusik. Wie ist eigentlich unsere reiche Musiktradition entstanden? Genaugenommen konnte die sich so richtig erst entwickeln, als – ja, als die Menschen vergesslicher wurden...

Die Wiege unserer westlichen Musiktradition steht im christlichen Gottesdienst. Schon aus dem synagogalen Gottesdienst des Judentums stammt die Tradition, biblische Gebetstexte nicht einfach nur sprechend zu rezitieren, sondern singend vorzutragen. In der christlichen Praxis entstanden aus Gebetstexten wahre melodische Kunstwerke. Das kann man sich in etwa so vorstellen: Nehmen wir als Beispiel einmal die Gebetsbitte um Frieden: „Gib Frieden, o Herr!“ Man kann sich kaum denken, dass sie im Gottesdienst einfach nur monoton dahingesagt wurde: „Gib Frieden, o Herr.“ Es wird sich schnell eine gehobene Gottesdienstsprache herausgebildet haben, die der Bitte auch klanglich Ausdruck gibt: „Gib Frieden, o Herr!“ Daraus mag eine Art Sprechgesang auf einem Ton geworden sein: „Gib Frieden, o Herr!“ Um einzelnen Silben ihre besondere Betonung zu verleihen, bildeten sich dann Melodiefloskeln: „Gib Frieden, o Herr!“ Und schließlich war zum lateinischen Wortlaut dieser Bitte, „Da pacem, Domine“, eine ausgefeilte Melodiefolge entstanden: „Da pacem, Domine!“ – so findet man es heute in Büchern des Gregorianischen Chorals. Eine ausdrucksstarke Melodie, die es den Menschen einfacher machte, ihr Gebet nicht nur mit den Lippen, sondern von Herzen zu sprechen.

Und so entstanden Hunderte solcher Gebetsmelodien. Über lange Zeit wurden sie mündlich tradiert – die Kantoren konnten sie alle auswendig und brachten sie jeweils ihren Gemeinden und ihren Nachfolgern bei. Und dann setzte irgendwann, wie gesagt, die Vergesslichkeit ein. Man begann, die Dirigierwinke der Kantoren als Gedächtnisstütze aufzuzeichnen, die sogenannten „Neumen“. Bald kam man auf die Idee, nicht nur vage Dirigierbewegungen aufzumalen; man entwickelte mit dem Notensystem die Möglichkeit, auch genaue Tonhöhen zu fixieren. Aus dem freien Fluss des nur am Sprechrhythmus orientierten gregorianischen Chorals entwickelten sich zudem feste Rhythmen. Damit war die Grundlage für mehrstimmige Kompositionen geschaffen, von denen mehr und mehr entstanden – bis heute. Und wenn ich heute Musik höre oder mache, erinnere ich mich manchmal daran: Der Ursprung all unserer Musik ist – das Gebet!

Kurz und Gut – Bilderverbot?

Im 8. Jahrhundert entstand unter den Christen ein großer Streit. Man setzte sich mit der Frage auseinander, ob es Bilder in Kirchen geben dürfe oder nicht. Wie der Streit damals ausgegangen ist, können wir an unseren teilweise reichhaltig mit Bildern ausgestatteten Kirchenräumen deutlich erkennen. Bis zu dieser Entscheidung wurden jedoch von den Bildergegnern unzählige wertvolle Bilder und Ikonen zerstört. Worum ging es bei diesem Streit? Er entzündete sich am alttestamentlichen Bilderverbot. In den Zehn Geboten heißt es nämlich: „Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgend etwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde“ (Ex 20,4). Das klingt fast so, als dürfe der Mensch überhaupt keine Bilder malen. An einer anderen Stelle wird aber deutlicher, was gemeint ist: „Lauf nicht in euer Verderben und macht euch kein Gottesbildnis“ (Dtn 4,16), steht da. In heidnischen Kulturen war es gang und gäbe, sich Götterbilder in Form von menschen- oder tierartigen Gebilden herzustellen und diese dann anzubeten. Das Alte Testament lässt so etwas nicht zu, denn Gott hat keine Gestalt, und ihm allein gebührt Anbetung.

Wie konnten die Verteidiger von Bildern in Gottesdiensträumen ihre Position also rechtfertigen? Sie sagten, auf diese Frage hat uns Gott im Neuen Testament selbst eine Antwort gegeben. Dass Gott keine sichtbare Gestalt hat, gilt dort nicht mehr. Es gibt nämlich eine lebendige Ikone. Und dieses lebendige Bild Gottes heißt Jesus Christus. In Christus ist Gott Mensch geworden. Er begegnet den Menschen als einer von ihnen. Er wird ein Mensch wie wir. Aber in diesem zunächst unscheinbaren Menschen steckt gleichzeitig unendlich viel mehr, als äußerlich an ihm sichtbar wird: Der Mensch Jesus ist zugleich Gott – in ihm wird Gott selbst tatsächlich sichtbar für unsere Augen. Und weil es diese lebendige Ikone von Gott gibt, dürfen auch wir Bilder von ihm malen, ihn darstellen. Denn wie der Mensch Jesus enthalten auch die Bilder unendlich viel mehr, als man ihnen auf den ersten Blick ansieht. Und so ist auch im Bereich der Ostkirche das Malen von Ikonen nicht bloß ein einfaches Handwerk. Es ist eine Form des Gebets, die hauptsächlich in den Klöstern praktiziert wird. Es kommt nicht auf die Individualität und Kreativität des Ikonenmalers an, sondern darauf, dass er nach ganz bestimmten Regeln die heiligen Bilder fertigt und dabei im Gebet nach der rechten Farbgebung sucht. Ikonen werden oft auf einem Goldgrund gemalt. Die glänzende Oberfläche ist Symbol für das Licht Gottes selbst, das durch die Ikone hindurchscheint. Sie wirkt wie eine Einladung, auch im Alltag nicht nur auf das Äußerliche von Dingen und Menschen zu schauen, sondern auf das unendlich Wertvolle in ihnen, das sich auf den ersten Blick verbirgt.

Kurz und Gut - Ikonen

Bilder haben im Bereich der Ostkirche eine ganz eigene Bedeutung. Im Westen haben sie meist einen eher pädagogischen Sinn. Als „biblia pauperum“ hat man sie dort oft verstanden, als Bücher für die Armen: Menschen, die nicht lesen können, sollten durch sie einen Zugang bekommen zu biblischen Geschichten oder Heiligenlegenden. Was der christliche Osten unter einem Bild bzw. einer Ikone versteht, geht darüber hinaus. Eine Ikone ist dort ein Kultgegenstand. In den Kirchen werden die Bilder verehrt durch Verneigungen und indem man sich davor bekreuzigt und sie küsst. Manchmal wirft man sich davor sogar zu Boden. Ich war im Urlaub einmal auf der Insel Zypern. In einem kleinen Dorf hat mir eine Gruppe von Kindern ihre Kirche gezeigt. Sie ließen mich nicht eher wieder gehen, bevor ich nicht jede einzelne der Ikonen darin geküsst hatte. In der katholischen Kirche kennen wir ähnliche Verehrungsgesten noch bei der Kreuzverehrung an Karfreitag.

Manche Menschen reagieren darauf mit Unverständnis – das war schon im Bilderstreit des 8. Jh.s der Fall. Hatten Juden- und Christentum sich nicht schon immer entschieden gegen den heidnischen Brauch der Götzenverehrung gewehrt? Gebührte nicht allein Gott Anbetung? Die Ikonenverehrer geben darauf eine ganz eigene Antwort: Verehrung ist nicht gleich Anbetung. Man verehrt die Bilder, weil man in ihnen zugleich die dahinterliegende Wirklichkeit anbetet. Ikonen sind wie Fenster, durch die man durch ein vergängliches, von Menschen gemaltes Bild in die göttliche Ewigkeit hinüberschauen kann. Ähnlich, wie wenn ich die Fotografie eines geliebten Menschen anschau, sie vielleicht sogar küsse. Dann gilt mein Kuss nicht dem Fotopapier, sondern dem Menschen, der darauf abgebildet ist. Er schaut mich durch dieses Foto an. Verehere ich eine Christusikone, gilt meine Verehrung nicht dem leblosen Material, sondern Christus selbst, der darauf dargestellt ist. Das gilt sogar dann, wenn ein Heiliger auf einer Ikone dargestellt wird, auch dann richtet sich meine Anbetung nicht etwa auf einen Menschen. Ein Heiliger ist ein Mensch, der in einem bestimmten Punkt Christus so ähnlich geworden ist, dass etwas von ihm durch den Heiligen hindurchscheint. Und so wird auch im Heiligen letztlich Gott verehrt.

Um keine Verwechslung mit dem antiken Statuenkult zu provozieren, sind die Darstellungen auf Ikonen stets zweidimensional. Es gibt keine Perspektive, und so liegt bei einer Ikone der Fluchtpunkt nicht hinter, sondern vor dem Bild. Das erweckt den Eindruck, als würde nicht ich die Ikone anschauen, sondern andersherum: Es wirkt, als würde die dargestellte Figur durch das Ikonenfenster hindurch auf mich schauen. Vielleicht ist das einmal eine ganz neue Perspektive, auf Ikonen zu sehen, indem ich mich durch sie von Gottes liebendem Blick anschauen lasse.

Kurz und Gut – Auswendiglernen

In der Schule früher mussten wir manchmal Gedichte auswendig lernen. Als Schüler haben wir darüber gestöhnt. Dabei war das Gelernte sehr wenig im Vergleich zu dem, was ältere Generationen noch in der Schule aufbekamen. Ganz früher, noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, war es gar nicht üblich, soviel aufzuschreiben, wie wir es heute tun. Das meiste Wissen wurde mündlich überliefert. Das Neue Testament der Bibel etwa ist eine große Sammlung mündlicher Erfahrungsberichte über die Person Jesu Christi. Auch die Urform der Kirchenmusik, der Gregorianische Choral, wurde über Generationen hinweg auswendig gelernt und mündlich weitergegeben. Gott sei Dank haben wir es da heute einfacher, können immer und überall auf geschriebene Gedächtnisstützen zurückgreifen, gedruckt und digital. Wozu also noch die Auswendiglernerei in der Schule?

Es gibt Menschen, die lernen aus Passion auswendig. Mein Vater ist z. B. so jemand. Wenn man ihn für sich allein antrifft, kann es häufig passieren, dass man ihn leise Gedichte vor sich hinmurmeln hört. Manchmal gibt er Rezitationsabende und lässt die Zuhörer Dichter oder sogar einzelne Gedichte wählen, und meist muss er sie nicht enttäuschen. Er denkt kurz nach und zaubert sie dann aus seinem Gedächtnis hervor – bewundernswert. Er ist nicht angewiesen darauf, ständig Bücher oder einen PC griffbereit zu haben, er trägt seine Gedichte mit sich herum. Wer Dinge, die ihm wichtig sind, auswendig kann, hat sie auch im Notfall bei sich. Es mögen Situationen kommen, in denen jemand nichts zur Hand hat. Im Krankheitsfall etwa, wo man ganz auf sich zurückgeworfen ist. Dann trägt nur noch das, was man im Herzen hat. Im Englischen lautet die Übersetzung für „etwas auswendig kennen“ tatsächlich „to know something by heart“ – wörtlich: „etwas mit dem Herzen wissen“. Was mir im Leben wirklich wertvoll geworden ist, trage ich im Herzen mit mir herum. Freundschaften und Begegnungen, auch meinen Glauben, vielleicht Gebete, die mir wichtig geworden sind.

Im Christentum gibt es die Tradition des Herzensgebetes. Da werden bestimmte Worte oder auch ein ganzer Satz immer wieder gesprochen. Etwa der Name „Jesus Christus“ oder der Satz „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner!“ Diese Worte werden über Jahre hinweg immer wiederholt, bis sie sich so sehr ins Herz des Beters eingesenkt haben, dass sie dort immer präsent sind. Bei Sterbenden kommt es manchmal vor, dass sie beginnen, ein solches Herzenswort mit einem Mal laut auszusprechen. Das sind berührende Momente, wenn Angehörige plötzlich hören, was den Sterbenden jahrelang innerlich bewegt hat. Daran merke ich, dass

Auswendig-Lernen mehr sein kann als eine stupide Technik. Und ich frage mich, was eigentlich mein Herzenswort ist.

Kurz und gut – Kleinigkeiten im Gedicht

Von den Gedichten, die mein Vater mir manchmal auswendig aufsagt, finde ich eines ganz faszinierend. Es stammt von Otto Heinrich Kühner:

*Pummerer, in morgendlich heiterer Ruh`,
lächelt seinem Nachbarn Mommer zu.
Dieser, durch das Lächeln ebenfalls heiter,
gibt es an den Omnibusfahrer weiter,
der an die Zeitungsverkäuferin, und die
an Dr. Müller-Zinn, Facharzt für Psychiatrie,
diese an Schwester Elke vom Kinderhort,
diese an die Toilettenfrau – und so fort.
So kommt es schließlich irgendwann
abends gegen sechs am Schillerplatz an
bei einem im Augenblick traurig-tristen,
durch das Lächeln doch erheiterten Polizisten,
so dass er, als Pummerer den Verkehr blockiert,
den Verstoß nur mit einem Lächeln quittiert.*

Was fasziniert mich so an diesem Gedicht? Vielleicht ist es die Einfachheit, die daraus spricht. Manchmal denke ich, um anderen etwas Gutes zu tun oder ihnen eine Freude zu machen, müsste ich wer weiß was für einen Aufwand betreiben. Als Christ soll ich meine Mitmenschen lieben wie mich selbst und ihnen Gutes tun. Muss ich mich dann nicht dafür anstrengen? Nein, ein Glas Wasser, das ich jemandem gebe, bewirkt schon viel, heißt es im Evangelium (Mt 10,42; Mk 9,41). Ebenso macht das kleine Gedicht befreiend deutlich, dass es ganz einfach, ohne Verkrampfung und zu großen Aufwand gehen kann. Ein kleines unscheinbares Lächeln setzt eine riesige Kette guter Laune in Gang. Dieses Lächeln lässt mich darüber nachdenken, dass es oft einfache Kleinigkeiten sind, die das Leben lebenswert machen. Ich muss nur üben, sie wahrzunehmen und weiterzugeben.

Von einer anderen solchen Kleinigkeit spricht eine schon etwas ältere Gedichtstrophe von Barthold Heinrich Brockes. Der Dichter hat die Gabe, sich völlig gewöhnlich erscheinende Tatsachen einmal genauer anzusehen. Er staunt darüber, dass unsere Augenlider mit Muskeln ausgestattet sind, mit deren Hilfe sie sich von

alleine öffnen – ohne dass man die Hände zur Hilfe nehmen müsste... Hören Sie selbst, er schreibt:

*Hüben sich die Augenlieder,
Durch die Muskeln, selbst nicht auf,
Sondern süncken immer wieder,
(Ach man achte doch darauf!)
Wie erbärmlich würd' es lassen,
Wenn man sie mit Händen fassen,
Und erst aufwärts schieben müst'!
Mercks, verstockter Atheist!*

In dieser Kleinigkeit sieht der Dichter Gott selbst am Werk – ja noch mehr, für ihn sind die funktionierenden Feinheiten des menschlichen Körpers gar ein Gottesbeweis. Darum führt er sie im Gedicht Menschen vor Augen, die sich mit dem Glauben an Gott schwertun.

Für mich sind diese beiden Gedichte eine Einladung, in meinem Alltagstrott einmal wieder genauer hinzusehen: Denn gerade die Kleinigkeiten können froh machen und mich an unseren guten Schöpfergott erinnern – wenn ich sie nur entdecke...